

Die Mauer, die Arbeitslosigkeit und ihre Auswirkungen

20 Jahre nach dem Mauerfall – eine psychologische Bilanz

Wie haben Bürgerinnen und Bürger der ehemaligen DDR den Mauerfall und den Wechsel des politischen Systems psychisch verarbeitet? Dr. Hans-Joachim Maaz, von 1980 bis 2008 Chefarzt der Psychotherapeutischen Klinik im Evangelischen Diakoniewerk Halle, benannte 1990 in seinem Buch „Das gestürzte Volk“ ein Syndrom, das auch ihn selbst betraf: „Ich steckte mitten in einem Verlust-Syndrom, das ich nicht annehmen wollte, solange ich es als DDR-Verlust-Syndrom diagnostizierte. Da hatte ich meinen Stolz: Das konnte doch nicht wahr sein, dass der Untergang dieses verachteten Systems, wenn ich es auch längst als ambivalent besetztes, gehasst-geliebtes Objekt angenommen hatte, mich so zu irritieren vermochte.“



Neben vielen anderen Faktoren änderten sich durch die Wiedervereinigung Struktur und Bedeutung von Arbeit. In der DDR hatte es Vollbeschäftigung gegeben, nun bestimmte der Markt, wer arbeiten konnte und wer arbeitslos wurde. „Wir wussten bisher nicht, was Arbeitslosigkeit ist“, schreibt Dr. Maaz und fasst zusammen: „Arbeit war in der DDR selbstverständliches Recht und auch Pflicht. Wer nicht arbeiten wollte, galt als asozial und wurde kriminalisiert, wenn er keine Einkünfte nachweisen konnte. Arbeit konnte angewiesen und verordnet werden – es gab Arbeitsplatzbindungen. Kündigungen waren kaum, nur in extre-

men Fällen von Pflichtverletzungen möglich.“ Wie wir heute in Gesamtdeutschland die Börsennachrichten von den Medien geliefert bekommen, boten die Medien zu DDR-Zeiten Erfolgsmeldungen aus der Produktion und von Planübererfüllungen. Dr. Maaz bilanziert: „Arbeit war die selbstverständlichste Lebensgrundlage.“

Wendebiografien aus der Mitte des Lebens

Typische gebrochene Lebensläufe haben Luise und Klaus-Peter Vieth*. Sie waren beim Mauerfall 39 und 40 Jahre alt und mussten vor 20 Jahren ihre gesamte berufliche Identität infrage stellen. Die Jahre seit dem Mauerfall waren turbulent. Der Betrieb, in dem Klaus-Peter Vieth als Techniker arbeitete, wurde mehrfach verkauft, schließlich wurde Vieth entlassen und er machte sich mit zwei Erfindungen selbstständig. Heute arbeitet er als Angestellter an diesen Erfindungen weiter. Ihm hat der Wind von hinten und vorn gefallen. Seine Frau sieht die Zeit weniger positiv. Ihr Zusatzstudium Werbetechnik war nach der Wende bedeutungslos, da in der DDR die neuen Medien kaum Thema waren und ihr nun

*Name von der Redaktion geändert



nötige Fähigkeiten fehlten. So folgten mehrere Fortbildungen, sie machte sich mit einer Herberge für Bauarbeiter selbstständig und scheiterte an der Flaute in der Bauwirtschaft. Mehrere Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) begannen und endeten. Heute ist sie frühpensioniert.

Doch die Wende möchten beide nicht missen: Ihre Töchter hatten alle Chancen. Die ältere Tochter, Kathrin, ist heute Lehrerin, und an die Sozialisation im Osten erinnern nur noch linguistische Besonderheiten: Fahrerlaubnis statt Führerschein, Kaufhalle statt Supermarkt. Beim Mauerfall war sie 16 Jahre alt.

Sächsische Längsschnittstudie

Auch die Jugendlichen, die 1987 erstmals in der Sächsischen Längsschnittstudie befragt wurden, waren beim Mauerfall 16 Jahre alt. Seit mittlerweile mehr als 20 Jahren fragt ein Wissenschaftlerteam regelmäßig rund 400 ehemalige DDR-Bürgerinnen und -Bürger nach ihren Lebensverhältnissen, ihrer Meinung und ihrem Befinden. Drei Viertel leben immer noch in Ostdeutschland, ein Viertel ist – fast ausschließlich berufsbedingt – in den Westen gezogen.

„Es ist eine Titanenarbeit, den Kontakt zu den Studienteilnehmenden aufrechtzuerhalten“, sagt Dr. Yve Stöbel-Richter, sie ist Mitglied des Forschungsteams, „aber es lohnt sich!“ Angefangen hat es eher zufällig, aus heutiger Sicht ein unerhörter Glücksfall.

1987 wurden in den Bezirken Leipzig und Chemnitz (damals Karl-Marx-Stadt) 1.281 Schülerinnen und Schüler aufwendig befragt. 1989 erklärten sich 587 dazu bereit, weiterhin an der Studie teilzunehmen. In den folgenden Jahren waren es immer um die 400 Personen, die die umfangreichen Fragebögen ausfüllten. Eine so umfassende, so viele Jahre abdeckende soziologische Studie ist national wie international einmalig. Zugleich war es auf diese Weise möglich, die Teilnehmenden zu begleiten, während sie von einem politischen System ins andere wechselten – vom DDR-Bürger zum BRD-Bürger.

Psychische Folgen von Arbeitslosigkeit

20 Jahre nach der Wende lässt sich der Studie vieles entnehmen: Mehr als 70 Prozent der Teilnehmer haben Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit gemacht. Die durchschnittliche Gesamtdauer der Arbeitslosigkeit beträgt mehr als 16 Monate, wobei es in den meisten

Fällen mehrere Phasen von unterschiedlicher Dauer waren. Aus diesem Grund fallen die Betroffenen nicht in die Kategorie „langzeitarbeitslos“, auch wenn dies die Dauer suggerieren würde.

Bei der Frage, wie groß die Angst vor Arbeitslosigkeit ist, ist der Trend unter den Befragten eindeutig: Je länger die erlebte Arbeitslosigkeit, desto größer ist die Angst vor Arbeitslosigkeit. Es gibt also keinen Gewöhnungseffekt, sondern im Gegenteil eine immer zunehmende psychische Belastung. Die stark belastende Angst vor einem sozialen Abstieg empfinden 15 Prozent derjenigen, die noch keine Arbeitslosigkeit erfahren haben, aber 44 Prozent derer, die ein Jahr oder länger arbeitslos waren. Und obwohl die Teilnehmer noch nicht einmal 40 Jahre alt sind, belastet 56 Prozent derer ohne und 79 Prozent derer mit Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit schon die Angst vor Armut im Alter.

In der Studie werden auch andere Ängste abgefragt: unter anderem Angst vor einer persönlichen Notlage und Angst vor der Erhöhung der Mehrwertsteuer oder der Miete. Insgesamt äußern 39 Prozent Ängste. Doch es sind bei den von Arbeitslosigkeit Betroffenen 58 Prozent, in der Gruppe der Nichtbetroffenen hingegen nur 22 Prozent.



Nicht nur Angst ist Folge von Arbeitslosigkeit, sondern auch Depressionen, Körperbeschwerden, eine geringere Lebenszufriedenheit und ein weniger guter Gesundheitszustand sind es.

Der Therapeut Maaz formuliert es in einem Interview drastisch klingend, aber psychologisch plausibel: „Ich habe den Eindruck gewonnen, dass die meisten Menschen im Osten heute die Bedrohung durch den Verlust des Arbeitsplatzes als schlimmer empfinden als in der DDR die Bedrohung durch die Stasi. DDR-Nostalgie ist mir wirklich fremd. Und die Stasi bleibt ein schlimmer Geheimdienst. Aber subjektiv ist das Empfinden so: Die Bedrohung durch die Stasi war berechenbar. Ich konnte ihr ausweichen. Viele haben gar keine Erfahrung mit ihr gemacht. Heute hingegen kann ich redlich meine Arbeit tun, aber morgen vor der Türe stehen, weil der Firmeneigentümer sich in die Pleite spekuliert hat. Dem ist man absolut hilflos ausgeliefert.“

Arbeitslosigkeit und Familienplanung

In der DDR fanden Familiengründungen in der Regel früher statt als in der Bundesrepublik: Verheiratete sowie alleinerziehende Mütter bekamen eine eigene Wohnung, aufgrund des Wohnraum Mangels war es unverheiratet sonst kaum möglich, bei den Eltern aus- und in eine

eigene Wohnung einzuziehen. Das erste Kind bekamen Frauen in der DDR seit der ausgeprägten Familienpolitik in den 1970er-Jahren durchschnittlich drei Jahre früher als Frauen in der BRD. Nach der Wende näherten sich die ostdeutschen Frauen den westdeutschen dann zügig an.

Die Sächsische Längsschnittstudie zeigt, dass es seit der Wende bei den ehemaligen DDR-Bürgerinnen und -Bürgern deutliche Unterschiede bei Familiengründung und Kinderwunsch gibt, je nachdem, ob Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit vorliegen oder nicht. Langzeitarbeitslose Männer und Frauen sind seltener verheiratet und bekommen später Kinder. Außerdem ändert sich bei mehrfach arbeitslosen Frauen die gewünschte Kinderzahl im Laufe der Jahre nicht. Bei Frauen, die nicht arbeitslos waren, nimmt die Zahl idealerweise gewünschter Kinder zu. Noch ausgeprägter ist dieser Unterschied bei Männern.

Die über längere Zeit arbeitslosen Studienteilnehmer äußern einen ausgeprägten Pessimismus bezüglich der Zukunft ihrer Kinder. Die Autoren der Sächsischen Längsschnittstudie kommen darum zu einem nachdenklich machenden Schluss: Hier besteht die Gefahr, dass, wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung, die Kinder diese Einstellung übernehmen und sich auf diese Weise Arbeitslosigkeit quasi vererbt.

Die Wirtschaftskrise

Die Finanzkrise des Jahres 2009 brachte viel Unruhe mit sich. Die Sorge um den Arbeitsplatz erfasste große Teile der Bevölkerung. Dr. Maaz zieht ein überraschendes Fazit aus der Wirtschaftskrise und sagt über deren psychologische Folgen: „Was den Ostdeutschen auf jeden Fall hilft, ist die Krise des Kapitalismus. Bislang fühlten sie sich als ehemalige DDR-Bürger immer als die Dümmeren aus dem gescheiterten System. Die Krise zeigt nun die Grenzen der westlichen Lebensweise auf.“ Die nächsten Jahre werden zeigen, wie und ob sich dies in der Sächsischen Längsschnittstudie niederschlagen wird.

„Im Osten war man wie auf ein Gleis gestellt, da konnte nichts passieren, alles plätscherte so dahin. Mit der Wende kam dann richtig Action“, sagt Klaus-Peter Vieth heute. Er ist mit 40, nach einem halben Arbeitsleben, von der DDR in das neue Wirtschaftssystem geschlittert. Wenn die Teilnehmer der Sächsischen Längsschnittstudie dieses Alter erreichen, hat Klaus-Peter Vieth die zweite Hälfte in der Bundesrepublik verbracht. ✗

Text: Daniela Böhle, Fotos: Mascha Lohe